

579.

Bilder
aus dem
Leben des chinesischen Volkes
von
W. Preiswerk.



Chinesische Dschunke

Dritte Auflage.

Preis 10 Gts. — 10 Pfg.

Basel

Verlag der Missionsbuchhandlung.

1408

Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel sind ferner erschienen:

Trostate in bunten Umschlägen und mit Bildern: à 5 Cts. = 4 Pf.

1. Der Häuptling von Fodangia. 2. Obusinna. 3. Alatangi. 4. Abraham und seine Trommel.
5. Verstoben und gefunden. 6. Das Armenhaus in Talassheri. 7. Die kleine Marie. 8. Ogunomi.
9. Unter den Indianern in Guyana. 10. Die Christengemeinde auf den Nilagiris. 11. Gottes Wort auf den Inseln der Südsee. 12. Königin Kapiolani und der Vulkan Kilauca. 13. Pitcairn und Norfolk.
14. Der Sturm im Hafen von Bombay. 15. Die Reise der ersten Missionskinder. 16. Verloren und gefunden. 17. Allen Garbiner. 18. Wie's Heidenkindern gehen kann. 19. Drei Hindu auf der Suche nach einem Heiland. 20. Weihnachten im Heidenland. 21. Im Getümmel eines indischen Götzenfestes. 22. Lasset die Kindlein zu Mir kommen. 23. Züge aus der barmanischen Mission.
24. Bartimäus, der blinde Prediger. 25. Der gute schwarze Doktor. 26. Tschin, der arme Chinesenknabe. 27. Die gute Hand Gottes in der Mission. 28. Ernstes und Heiteres aus der Südsee. 29. Das Evangelium in China. 30. Die Mädchenanstalten in Hongkong u. Tschongtschun. 31. Paulo Mohenu, der belehrte Fetischpriester. 32. Etwas vom indischen Heidenleben. 33. Dschiwamma. 34. Der kleine Ludwig. 35. Der Göze Dschaganath. 36. Missionsanfänge in Labrador. 37. Wasserquellen in der Wüste. 38. Die Koks in Tschutia-Nagpur. 39. Die Schanars in Tinneweli. 40. Kinderhinn und Kinderglück in einer Mädchenanstalt in China. 41. Wie die Heiden beten. 42. Das Waisenhaus in Bettigeri. 43. Der kleine Pelikan. 44. Bibellesen säumet nicht. 45. Ein australischer Erstling. 46. Weg hat Gott allerwegen. 47. Heidenmission in London. 48. John Wood. 49. Schatten und Licht in der Mission. 50. Von drei Buddhistenpriestern, die Christen geworden. 51. Auch Muhammedaner belehren sich. 52. Die Bibel in Indien. 53. Ein Missionar in russischer Uniform. 54. Allerlei zur Beherzigung. 55. Einige Früchte der Missionsarbeit in China. 56. Eine Barmanenfamilie. 57. Das Waisenhaus in Benares. 58. Etwas von den Negern in Amerika. 59. Eine traurige Geschichte aus Guyana. 60. Ein deutscher Missionar unter den Santals. 61. Drei Erstlinge. 62. Drei kostbare Geschenke. 63. Drei Frauen-Bekehrungen. 64. An zwei Sterbebetten in China. 65. Geschichte zweier Missionsbüchsen. 66. Heidnische und christliche Totenklage. 67. Vater Nene's letzte Fahrt. 68. Wie es im Kongostaat zugeht. 69. Glückliche Christenkinder, unglückliche Heidenkinder. 70. Furchtlos und treu. 71. Negerkönig Khama. 72. Durch Sklaverei zur Freiheit. 73. Kommet her zu Mir! 74. Ihr werdet Ruhe finden. 75. Missionshelden. 76. Durch Kampf zum Sieg. 77. Unsere Kameruner Jugend. 78. Deutsche Bahnglocken in Kamerun. 79. Im Norden Indiens. 80. Weihnachtsfeier in Kamerun. 81. Wunderbar geführt. 82. Unter den Negerkindern in Togo. 83. Ein japanischer Georg Müller. 84. Paul Tschandren.

à 10 Cts. = 10 Pf.

Der Kinderraub in Karag. — „Mein Lieber, willst du ein Christ sein, so hilf die Heiden belehren.“ — Jager Afrikaner, der belehrte Räuberhauptmann. — Ein treuer Bekenner. — A. Mackay der Held von Uganda. — Freud u. Leid im chines. Kinderleben. — Bilder aus dem chinesischen Volksleben. — Wie ich den Heiden predige. — Priscilla, die Skavin. — Wenger Demas Felix, Paulus. — Tschandukutti und Krischnan. — Sieben Männer für Christum. Von der Hochschule ins Innere Chinas. — 12 Bilder a. d. Missionswelt, Heft I—VI. — Kommt herüber nach Kamerun und helfst uns. — Die Treue im Dienen und ihr Lohn. — Ein Gang durchs Basler Missionshaus (5 Pf.). — Ins Innere von Kamerun. — In Trübsal bewährt. — Eckhardt, Land, Leute und ärztliche Mission auf der Goldküste. — Der Heiden Not. — Der Göze Odente. Ein Bild aus dem westafr. Heidentum. — Bilder aus Bengalen.

à 20 Cts. = 15 Pf.

Jakob Henderson, der Missionsarzt. — Licht im Dickicht. — Ein Besuch in Okwao. — Eine neue Mission am Ngamifsee. — Stephan Dsing, ein chinesischer Nathanael. — Lai Hinjam, ein chines. Christ. — E. F. Albinger. — Ein Blatt aus der Geschichte der Brüdermission. — Das Evangelium unter den Bauern der Tschonglofberge. — J. Paton, Missionar unter den Kannibalen der Südsee. — Der Sieg des Evangeliums auf der Südseeinsel Aniva. J. Paton's II. Teil. — Altes u. Neues aus China. — Bilder a. d. südbind. Volksleben. — Joseph Nisima. Gottes Führung im Leben eines Japaners. — Wagner-Groben, Die Stellung und Aufgabe der christl. Frau. — Aus der Heimat in die Heimat. — Unter den Indianern und Eskimo. — Madagaskar.

à 25 Cts. = 20 Pf.

Aneas ober Durch Sklaverei zur Freiheit. — Der indische Fürstensohn Jakob Ramawarma. — Sopinath Randy, der Märtyrer von Allahabad. — Kolor. Missionsweltkarte mit Beschreibung 1891. — Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums. — Kamerun, Land, Leute u. Mission. Mit Karte. 7. Aufl. — Die Bibelfrau von St. Petersburg. Eine Weihnachtsgeschichte. — Evang. Missionskalender, mit Farbendruckbild (erscheint jedes Jahr). — R. Buck, ein afrikan. Missionsleben, von D. Huppenbauer. — Schrenk, Das Jungfrauenleben im Lichte des Evangeliums. — Theodora; ein Lebensbild aus der Mädchenanstalt in Kalikut. — Der Elefantenführer Sowinda. — Uganda, das Evangelium an den Ufern des Viktoria Njansa.

1962

Bilder

aus dem

Leben des chinesischen Volkes.

von

W. Preiswerk.

—
Dritte Auflage.
—

Basel

Verlag der Missionsbuchhandlung.

Bilder aus dem Leben des chinesischen Volkes.

1. Erste Eindrücke.

Wohl selten ist unter denen, die dem Orient entgegen-eilen, die Erwartung größer, als wenn über den blauen Wassern des Mittelländischen Meeres der Leuchtturm von Port Said aufsteht. Dort fängt eigentlich das Morgenland an, dort ist die Eingangspforte in den Suezkanal, diese mächtige Wasserader, die um viele tausende von Meilen zwei ganz verschiedene Welten einander näher gebracht hat.

Wer da vom Deck seines Dampfers alle die Schiffskolosse mustert, die mit Waren reich beladen langsam ein- und ausfahren, und wer dann wieder einen Blick wirft auf die aus ganz Nordafrika zusammengelaufene, lärmende Menge am Ufer und auf die Araber und Fellachen, die als Kohlen-träger und Auslader die niederen Arbeiten verrichten, dem tritt der Abstand zwischen Abendland und Morgenland sofort in die Augen, und es wird ihm klar, daß nur europäische Thatkraft, europäischer Erfindungs- und Unternehmungsgeist so Großes zustande bringen können. — Und so erwacht denn im Europäer unwillkürlich ein gewisses Ueberlegenheitsgefühl dem Morgenländer gegenüber, und je weiter er gegen Osten kommt, desto mehr Nahrung scheint sich diesem stolzen Selbstbewußtsein zu bieten. Er wird darin bestärkt, wenn er seinen Fuß auf den Boden Indiens setzt; denn hier tritt der Europäer auf mit der Ueberlegenheit des Herrschers über den Beherrschten. Wohl hofft der Mohammedaner auf einen Tag, da das fremde Joch abgeschüttelt werden könne, und auch der jungindische, vom Geist der Neuzeit erfüllte Brahmane hat einen unklaren Drang nach Selbständigkeit; aber bei der Zersplitterung in so viele Stämme und

Rassen, die einander gegenseitig abstoßen, trägt das indische Volk doch im großen und ganzen den Stempel der Knechtschaft an der Stirne und sieht in jedem Europäer einen Vertreter der herrschenden Rasse.

Umgekehrt in China! Hier tritt dem selbstbewußten Europäer der zehnmal selbstbewußtere Chinese entgegen. Hier hat der Europäer ein Volk vor sich, das durch den Sturm der Jahrtausende hindurch sich seine politische und geistige Selbständigkeit bewahrt hat, dessen Erziehung und Kultur ihm nicht von daher und dorthier zugetragen und vermittelt worden, sondern ganz auf dem heimischen chinesischen Boden erwachsen ist. Die Geschichte der Chinesen geht bis auf 4000 Jahre zurück. Sie waren schon ein Volk, als an Abraham der Ruf erging: „Gehe aus deinem Vaterland in ein Land, das Ich dir zeigen werde.“ Die Kulturvölker des Altertums, die Aegypter, Assyrer, Griechen und Römer sind gekommen und wieder gegangen; China hat sie alle überlebt, es hat 28 Herrscherhäuser auf seinem Thron gesehen und steht heute noch da in ungebrochener Kraft.

Und man denke doch ja nicht, daß ihm Stürme erspart geblieben seien, wie diejenigen waren, welche die andern Völker zu Grunde gerichtet haben. China hat im Lauf der Zeiten neben einer ungezählten Menge von Revolutionen in seinem Innern zwei vollständige Eroberungen durchgemacht: das einemal durch die Mongolen, und dann später, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, durch die vom Norden aus der Mandchurei hereinbrechenden Tataren, die sich des Thrones bemächtigten und die bis auf den heutigen Tag in jeder Provinzhauptstadt eine Tatarenbesatzung, mit ihrem unmittelbar vom Kaiser in Peking abhängigen Tatarengeneral an der Spitze, unterhalten. Aber so groß ist immer wieder die Lebensfähigkeit und Aufsaugungsfähigkeit des chinesischen Volkes gewesen, daß ihm seine Eroberer wenig haben anthun können, ja daß sie selber zu Chinesen geworden sind, weil sie eingesehen haben, daß es das klügste sei, den Chinesen ein Chinese zu werden. Und so hat sich denn der zweite Mandchurenkaiser, der berühmte Kanghi, bei seinem Volk durch Pflege der chinesischen Litteratur und Wissenschaften

besonders beliebt zu machen gewußt. Seinem Antriebe ist die Entstehung des Wörterbuchs der chinesischen Sprache zu danken, das noch heute durch ganz China in allgemeinem Gebrauch



Port Said.

ist und das nicht wenig dazu beigetragen hat, das echte Chinesentum den späteren Geschlechtern zu übermitteln.

Die chinesischen Staatsgesetze haben ein Alter von zweitausend Jahren und sind in ihren Grundgedanken dieselben geblieben. Wir nennen darum die Chinesen gerne „konservativ.“ Daß ihnen der Zopf aber nicht immer hinten ge-
hängen

hat, daß es vielmehr auch Zeiten stürmischen „Fortschritts“, wenn man es so nennen will, gegeben hat, davon nur ein auch für uns in der Jetztzeit lehrreiches und interessantes Beispiel.

Im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung trugen Mißernten dazu bei, das Volk, daß ich so sage, „nihilistisch“ zu stimmen. Alles Bestehende, so wird uns erzählt, wurde angegriffen, ein Bürgerkrieg nach dem andern durchzitterte das Reich und nicht weniger als sechs Herrscherhäuser kamen der Reihe nach auf, um ebenso schnell wieder unterzugehen. Da trat im Jahre 1069 unter einem außerordentlich gelehrten Minister, Namens Wang Ngam-tsche, an die Stelle des Nihilismus der Sozialismus. Ein kaiserlicher, eben von dem genannten Minister ausgewirkter Erlaß schaffte alles und jegliches Privateigentum an Grund und Boden ab. Der Staat wurde Alleineigentümer und Alleinverwalter des Bodens. Staatsbeamte hatten jährlich das bebaubare Land unter die ackerbautreibende Bevölkerung zu verteilen. Was auf dem Felde geerntet wurde, gehörte dem Staat und wurde je nach der Dichtigkeit der Bevölkerung und nach Bedürfnis unter dieselbe verteilt. Aber dabei blieb man nicht stehen. Auch der übrige Privatbesitz wurde abgeschafft und die Kapitalisten gezwungen, in fünf Jahresraten ihr gesamtes Barvermögen dem Staat auszuliefern. Fortan sollte es weder Arme noch Reiche mehr geben. Der Staat sollte jedem einzelnen seinen Lebensberuf anweisen, er sollte alle anstellen und alle besolden. — Aber wie ging es? Schon ehe jener erste kaiserliche Erlaß in Kraft getreten war, hatte ein treuer Ratgeber den Kaiser vor den Folgen eines derartigen Schrittes gewarnt, indem er ihn darauf hinwies, daß die menschliche Natur in sich allein nicht genug Antrieb zur Arbeit finde, wenn sie der Hunger nicht dazu zwingt. Und so kam es. Jetzt, wo dem Bauern die Frucht seiner Arbeit nicht mehr selber zu gut kommen sollte, wo er seine Ernte zum allgemeinen Besten an die dafür bestellten Beamten abliefern mußte, da war auch sein Interesse an dem Ertrag seines Ackers dahin. Vielfach wurde der Saatreis, den die Regierung austheilen ließ, nicht mehr ausgesät, sondern einfach aufgezehrt, die ehemals fruchtbarsten Ländereien gingen im

Ertrag zurück oder wurden gar nicht mehr angebaut. Die Folge war eine allgemeine Hungersnot, die das Reich durchwütete, und dazu kam, daß die vielen Beamten nicht Gärtner, sondern Böcke im Staatsgarten gewesen waren, daß der Unterschied zwischen arm und reich nicht geschwunden war, sondern einfach andere Volksschichten in dem allgemeinen Durcheinander auf schlimmere Art als vorher sich zu Reichtum emporgebracht hatten. — Fünfzehn lange Jahre dauerte dieser Zustand; da starb der Kaiser und an die Stelle von Wang Ngam-tsche berief die Kaiserin-Witwe jenen Ratgeber, der so klar vorausgesagt hatte, wie alles enden werde. Das war vor 800 Jahren. Wir können also den Chinesen gegenüber nicht darauf pochen, daß wir in unsrer Zeit die sozialen Probleme erst gründlich erfaßt haben; sie könnten uns im Gegenteil erwidern, mancher Europäer der Jetztzeit habe nötig, von ihrer Vergangenheit zu lernen.

Und wenn wir nun den Chinesen imponieren wollten mit unserer Kultur und (um nur etliches herauszugreifen) mit unseren Fortschritten der modernen Technik, so müßten wir es uns gefallen lassen, daß sie mit selbstbewußtem Lächeln uns viele Jahrhunderte zurückführen würden. Sie würden unsern Schöpfungen und Bauten ihr Riesenwerk, die chinesische Mauer, entgegenhalten, die sie schon vor zwei Jahrtausenden in einer Länge von 500 Schweizer Stunden, 30 Fuß hoch und 20 Fuß dick erbaut haben. Dem Suezkanal, der bei uns noch vor wenigen Jahrzehnten für unausführbar galt, würden sie ihren 700 englische Meilen langen Kanal entgegenstellen, der schon 400 Jahre bestand, ehe man in Europa überhaupt einen Kanal hatte.

Aber freilich, das Selbstgefühl des Chinesen, das sich im Verkehr mit Europäern bei hoch und nieder widerspiegelt, beruht doch hauptsächlich auf Unkenntnis unserer Verhältnisse. Diese 300 bis 400 Millionen sind ja sogar über das, was im eigenen Lande vorgeht, nur höchst spärlich unterrichtet. Hat mir doch ein in Basel ausgebildeter christlicher Chinese gesagt, er habe die ersten näheren Nachrichten über den Ausbruch des Gelben Flusses (1888) nicht in der benachbarten Kreisstadt, nein, auf einem kleinen Umweg, im

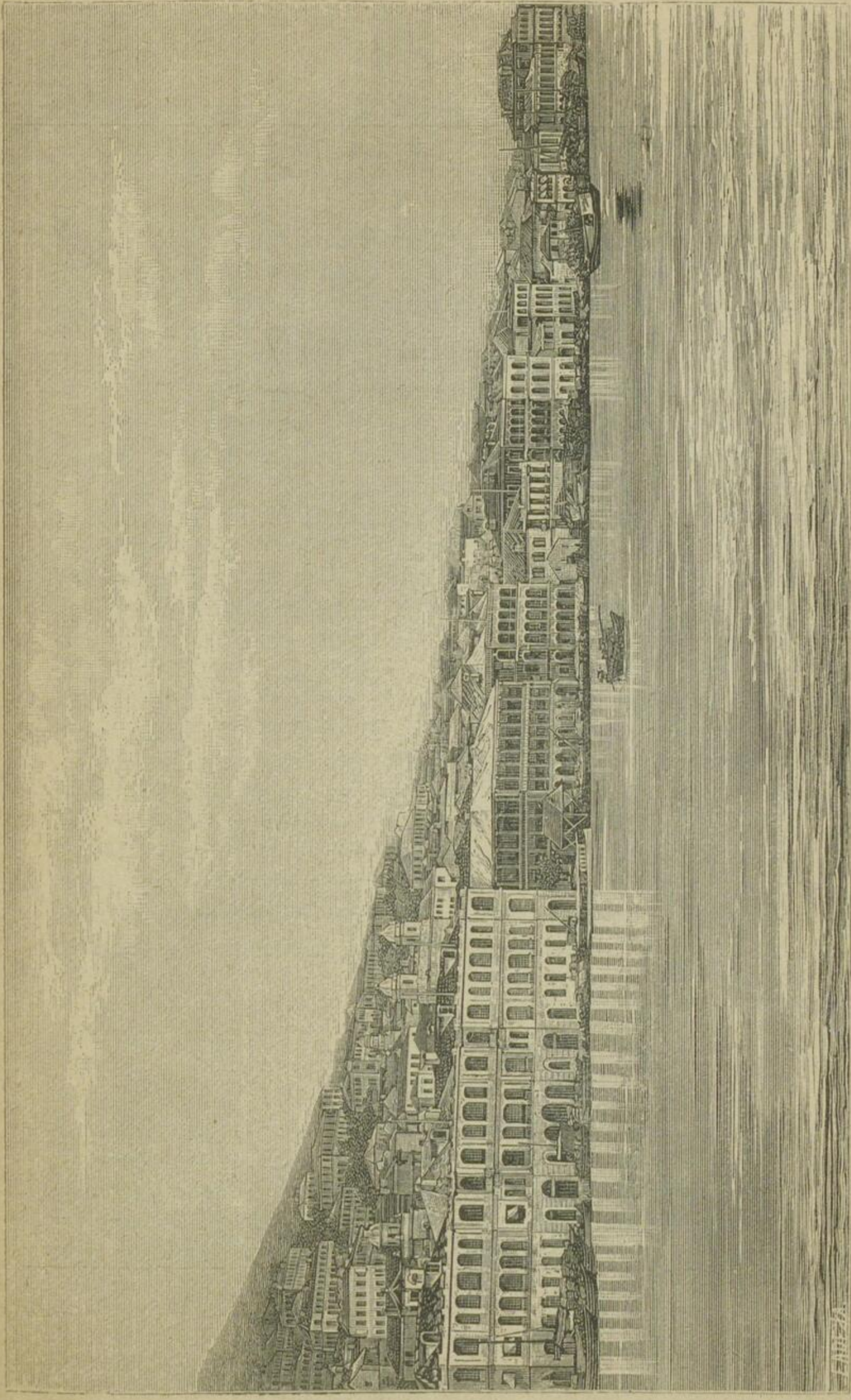
M

M

Stuttgarter Evang. Sonntagsblatt, gelesen. Und natürlich ist es vollends mit der Kenntnis des Auslands ganz schlimm bestellt: was kümmert sich auch der stolze Chinese um die unwirtlichen Inseln, auf denen die Barbaren wohnen? Es kommt ab und zu vor, wenn unsere Basler Missionare im Innern der Provinz Kanton reisen, wo Europäer noch wenig bekannt sind, daß etwa von einer Mutter, die einen Sohn „im fremden Land“, in Amerika und Australien hat, die Frage an sie gerichtet wird: „Aha! du kommst aus dem fremden Land! Dorthin ist auch mein Sohn gezogen. Gewiß hast du ihn angetroffen. Sage mir doch auch, wie es ihm geht!“

2. Auf der Insel Hongkong.

Doch wir wollen nun diesem merkwürdigen Volk näher treten. Man könnte Hongkong, von wo aus man das Festland in einer halben Stunde erreichen kann, die Eingangspforte zum Reich der Mitte nennen. China hat nach dem sogenannten Opiumkrieg den Engländern diese Insel anno 1841 abgetreten. Damals war es eine wilde, öde Felseninsel und zählte kaum 2000 Bewohner, heute steht dort eine Stadt von über 150,000 Einwohnern. Der 1800 Fuß hohe Berg, um den sich jetzt die Stadt Viktoria lagert, fiel ehemals fast senkrecht ins Meer ab. Mit ungeheuren Kosten ist der Platz den Elementen, dem Fels und dem Meer abgerungen worden. Im Hafen von Hongkong ist Ankergrund für Tausende von Schiffen. Wahrhaft imposant nimmt sich der Hafen des Nachts aus, wenn alle die vielen Dampfer, Kriegsschiffe, Segler und Dschunken ihre Lichter ausgehängt haben. — Ein großer Teil des Grundes und Bodens in Viktoria gehört den reichen Kantonesen, die es für klug gehalten haben, einen Teil ihrer Kapitalien unter britischen Schutz zu stellen. So sehr der Chinese die europäische Kultur verachtet und uns Europäer „Barbaren“ und „fremde Teufel“ schilt, so sehr macht er sich doch alle Vorteile, die ihm die fremde Herrschaft zu bieten vermag, mit Eifer zu nütze. Man darf wohl sagen: er haßt die Europäer, aber



Quai von Hongkong.

er benutzt sie. — Die Anziehungskraft, die diese Insel auf die Chinesen ausübt, ist ganz gewaltig. Denn hier unter dem milden, man möchte fast sagen, nur allzumilden Regiment der Engländer können sie Arbeit jeglicher Art finden und vorwärts kommen. Die Bevölkerung Hongkongs ist denn auch, die paar tausend Europäer abgerechnet, eine chinesische, und es herrscht im chinesischen Stadtviertel vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein eine Rührigkeit, von der wir Europäer uns kaum einen Begriff machen können, und dabei kennen diese Leute keinerlei Sonntagsruhe.

Den Verkehr mit dem Festland vermitteln neben den Dampfern, auf denen man dasselbe in einer halben Stunde erreicht, die chinesischen „Dschunken“. Die chinesischen Bootleute verstehen es meisterhaft, mit diesen ihren Booten zu lavieren; pfeilschnell fahren sie dahin; man meint, es müsse einen Zusammenstoß geben; aber so gut kennen die Steuerleute die Strömung, den Wind und das Boot, daß sie manchmal bis auf eine Handbreite einander nahe kommen, ohne zusammenzustoßen. Gewöhnlich sind diese Boote auch mit einigen rostigen Kanonen und mit einer Reihe von Hellebarden armiert gegen die Seeräuber, die immer noch an der buchtenreichen Küste irgend einen Schlupfwinkel finden. Hongkong selbst ist von ihnen bis in die neueste Zeit nicht verschont geblieben, und um einem nächtlichen Ueberfall vorzubeugen, müssen nach Sonnenuntergang alle diese Dschunken ihre Anker lichten und sich einige hundert Meter vom Uferquai entfernt halten. In der auf diese Weise frei gewordenen Wasserstraße kreuzen dann die ganze Nacht die Dampfkutter der Hongkonger Polizei.

3. In Kanton.

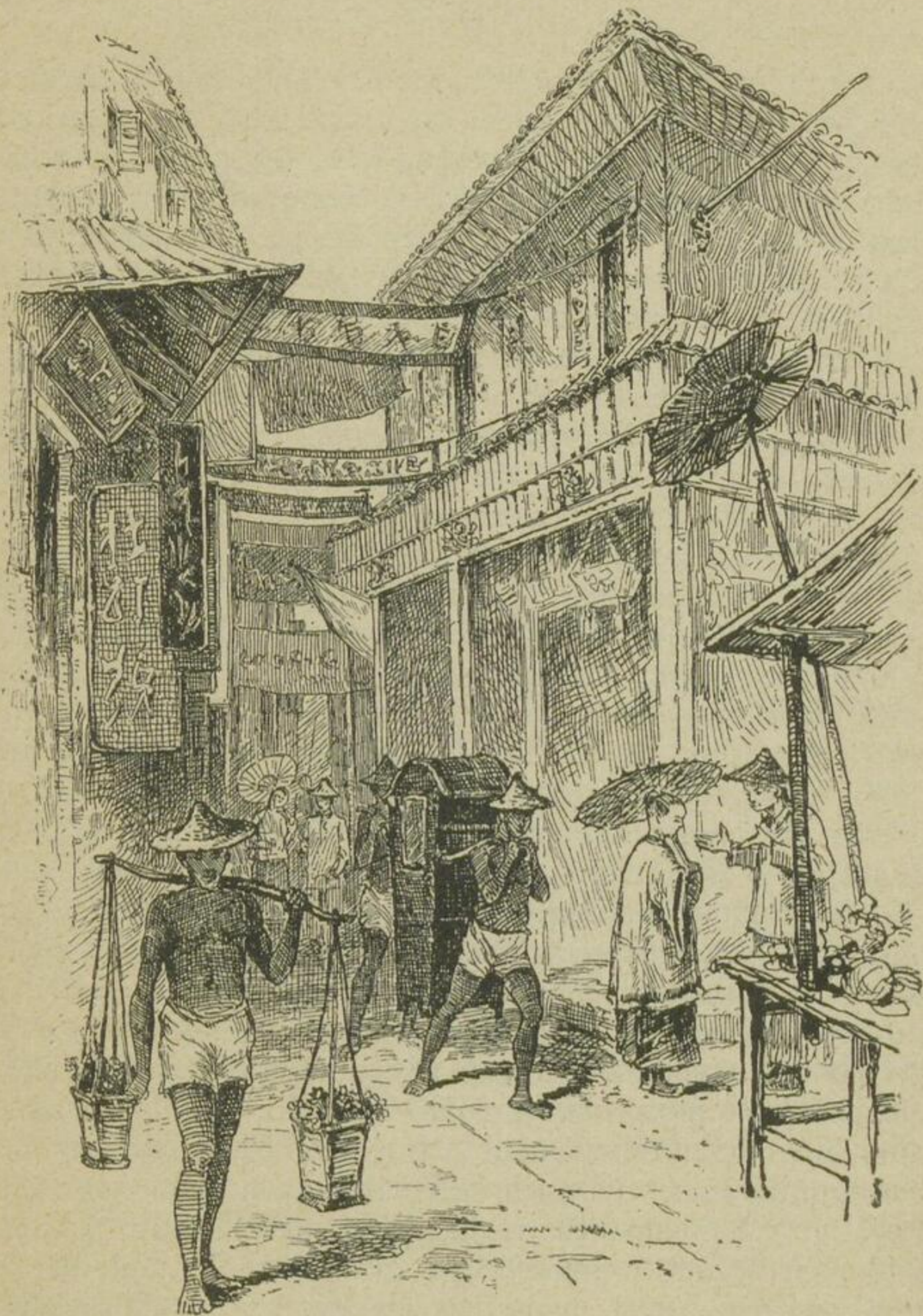
So recht ins Leben und Treiben Chinas gelangen wir aber erst in Kanton, wohin täglich zweimal ein Dampfer von Hongkong aus fährt. Kanton ist die Hauptstadt der Provinz Kanton oder eigentlich Kwangtung, die an sich schon ein großes Reich von 22 Millionen Menschen ausmacht,

obchon sie nur eine der 18 Provinzen Chinas bildet. Es ist eine ganz eigenartige Stadt. Sie soll über 2300 Jahre alt sein. Anno 1650 wurde sie von den Tataren belagert und zum größten Teil zerstört. Nicht weniger als 700,000 Menschen sollen dabei ums Leben gekommen sein. Aber die Stadt ist wieder neu erstanden und zählt heute eine Bevölkerung von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen. Ueber 100,000 sollen allein auf den Booten im Fluß wohnen. Es ist ein unbeschreiblich bewegtes Bild, das sich dem Auge bietet, wenn der Dampfer von Hongkong langsam heraufgefahren kommt. Unter furchtbarem Lärmen und Schreien rudert ihm eine ganze Flottille von Booten entgegen und jeder Bootsmann versucht sich festzuhalten an dem noch fahrenden Dampfer oder an einem andern Boot, das sich bereits festgehaft hat. Jeder will der erste sein, um Passagiere oder Waren aufnehmen zu können. Da tritt einem dann so recht eigentlich die Masse der Menschen als Masse imponierend entgegen und ein zaghaftes Gefühl beschleicht wohl jeden Europäer: „Was sind wir wenige gegen diese Menge, die kommt und geht wie ein Heer von Ameisen, das mit unermüdlichem Eifer einen guten Fund in seinen Bau zu zerren versucht!“

Durch eines der 16 Thore, welche übrigens allabendlich sorgfältig verschlossen werden, gelangen wir in die Stadt. Der Eingang ist nicht breiter als die Straßen der Millionenstadt selbst. Nicht einmal ein leichtes Fuhrwerk, geschweige denn ein Lastwagen käme hier durch. Die breitesten Straßen werden selten mehr als 10 Fuß breit sein und durch solche und noch viel engere Gäßchen bewegt sich das ganze geschäftige Treiben der Einwohner. Der gesamte Verkehr, die Verproviantierung, die Wareneinfuhr und -Ausfuhr, die Abfuhr des Inhalts der Kloaken: das alles bewerkstelligt sich auf dem Rücken der Träger. Ein Bild einer solchen Gasse kann man eigentlich nicht malen; dazu gehört notwendig der betäubende Lärm, das Gewimmel und die fieberhafte Hast, mit der alles durch die Gassen rennt; dazu gehören weiter die tausendfachen Gerüche von allem Sagbaren und Unsagbaren, mit denen man Schlag auf Schlag aufs ekelhafteste überrascht wird. Und zu allem dem kommt für einen Euro-

päer das Unangenehme, daß der Ruf: „Fankuja! fankuja!“ „fremder Teufel! fremder Teufel!“ oder wenn man etwa zu dreien ist, der Ruf „drei Stück fremde Teufel!“ wie der Funke an einer Zündschnur vorausseilt und aus allen Häusern und Läden eine gaffende Menge heraustreibt, die einen verächtlich anlacht; denn unendliche Verachtung ist es, die einem aus den Gesichtern der gut gekleideten Gebildeten, wie aus denen der halbnackt davoneilenden Lastträger entgegenleuchtet.

Lange buntbemalte Tafeln hängen zu beiden Seiten der Gasse von den Häusern herunter; es sind jedoch keine Firmenschilder, sondern Anpreisungen der Ladeninhaber. Da kann man lesen: „Zehntausend Vorteile dem Eintretenden, keine zweierlei Preise, Aufrichtigkeit und Treue, der hilflose Greis und der unerfahrene Knabe werden hier nicht übervorteilt.“ Man mag sich fragen, ob man da, wo die Ehrlichkeit in solch bombastischer Weise angepriesen wird, dieselbe wohl auch finden werde. Aber es muß doch hier ausdrücklich gesagt werden, daß es nach dem übereinstimmenden Zeugnis vieler Europäer unter den chinesischen Großkaufleuten, die ja hauptsächlich mit den europäischen Firmen in Berührung kommen, viele giebt, denen man unbedingt trauen kann. In dieser Beziehung ist der Charakter der Chinesen viel solider als der der Japaner. „Ich kenne viele chinesische Kaufleute“, hat mir in Singapur ein englischer Notar gesagt, der sonst wegwerfend über die Chinesen urteilte, „ich kenne viele, denen ich unbedenklich jeden gewünschten Geldbetrag auszahlen oder auch vorschießen würde, ohne auch nur eine einfache Quittung dafür zu verlangen.“ Und ein anderer Kaufmann, ein Deutscher, der sein ganzes Leben in Hongkong, Kanton und Schanghai zugebracht hat, sagte: „Vor 30 Jahren konnte man jedem chinesischen Händler aufs Wort glauben; jetzt freilich sind sie durch die Europäer verderbt worden, doch giebt es immer noch ehrliche und wahrhaftige Leute unter ihnen.“ — Ein eigentümliches Streiflicht zu dem, was man gewöhnlich „die Kulturmission Europas“ zu nennen pflegt!



Strassenleben in China.

4. Religions- und Geistesleben in China.

fff
Kanton hat über 150 Tempel. Daraus aber zu schließen, die Chinesen seien ein religiöses Volk, wäre unrichtig. Im Gegenteil! Konfuzius, der göttlich verehrte Lehrer, der Chinesen aller Chinesen, bewegt sich fast ganz auf dem Boden des Diesseits: „Wir kennen das Leben noch nicht“, sagte er einst, „was sollen wir vom Tode wissen?“ Seine Lehre ist weniger Religionslehre als eine großartige und umfassende Pflichten- und Tugendlehre, die alle Beziehungen des Menschen zum Menschen, nämlich des Unterthanen zu seinem Fürsten, des Sohns zu seinem Vater, des Weibes zu ihrem Mann, des jüngeren Bruders zum ältern, des Freundes zum Freunde regeln will. Es liegt etwas Schönes darin, wenn es heißt, des Kaisers heiligste Pflicht sei, nicht nach eigener Willkür zu regieren; die Macht sei ihm nur verliehen, damit er so regiere, daß Ordnung und Friede verwirklicht werden. Und wenn es heutigen Tags noch vorkommen kann, daß ein Mandarin seines Amtes entsetzt wird, weil in seinem Distrikt etwa ein Sohn seinen Vater ermordet hat oder weil ein ähnliches schweres Verbrechen begangen worden ist, daß man sich also nicht begnügt, den Verbrecher allein zu bestrafen, so wird damit eine moralische Solidarität zwischen den Regierenden und Regierten ausgesprochen, die uns immerhin zu denken geben kann. — Aber wie kommt man zur Tugend? Das ist die große Frage. Man erlangt sie, lautet die Antwort, durch Bildung; denn die Bildung lehrt uns, was vernünftig und gut und was unvernünftig und schlecht sei. Und so ist denn, was uns Christen „Sünde“ ist, dem Chinesen bloß das Nichtachten einer goldenen Lebensregel, die man gut thäte einzuhalten, so wie etwa ein Kind, das sich mit unreifem Obst den Magen verderbt hat, gut thäte, sich das nächstmal an reifes Obst zu halten. Daran fehlt es eben doch, daß Konfuzius die Kraft nicht angeben kann, aus der heraus man die Tugend üben kann, und so hören wir ihn denn selber klagen: „Ich habe noch keinen Menschen gefunden, der

seine Uebertretungen sehen und sich innerlich selbst strafen könnte, ich habe noch keinen angetroffen, der recht thäte!"

Eine Tugend ist bei den Chinesen bekanntlich über alles geachtet: die kindliche Pietät, die erste und wichtigste Pflicht des Menschen, denn seinen Eltern soll er dienen und sie verehren zu ihren Lebzeiten und noch nach dem Tod. Gewiß verdankt China der tief ins Volksleben eingedrungenen Auffassung von der elterlichen Autorität zu einem guten Teil seinen vieltausendjährigen Bestand. Es ist mir geradezu ein Rätsel, wie bei der äußerst mangelhaften Kindererziehung, da doch die Eltern den Kindern in allem den Willen lassen und sie nie vernünftig, sondern höchstens einmal in leidenschaftlichem Zornesausbruch zurechtweisen und bestrafen, wie da mit einemmal, wenn der junge Bursche größer geworden ist, die allgemeine Volkssitte eine solche Gewalt über ihn bekommt, daß er, das ungezogene Bürschchen von ehedem, sich nun willig und gehorsam unter die väterliche Autorität fügt und sogar imstande ist, seinem Vater den Stock zu überreichen, wenn er glaubt, eine Züchtigung verdient zu haben.

Aus der Verehrung der Eltern, die auch noch nach ihrem Tod fortdauern soll, hat sich nun aber seit undenklicher Zeit die Anschauung gebildet, daß die Geister der Verstorbenen einen Einfluß haben auf die Geschicke und das Wohlergehen der Lebenden, und der Ahnendienst ist der eigentliche Gottesdienst der Chinesen geworden. Konfuzius hat ihn vorgefunden und sanktioniert, die Buddhisten und Taoisten haben sich ihn zugeeignet, ja sogar die weltklugen Jesuiten haben sich mit ihm abgefunden, weil er ihnen zu übermächtig erschien. Der Ahnendienst ist das Haupthindernis, das sich einer jeden Missions-thätigkeit entgegenstellt, wohl gerade darum, weil in der groben Schale menschlicher Lüge und Entstellung ursprünglich ein richtiger Kern, das „Ehre Vater und Mutter“, enthalten ist.

Der Chineser kennt fünf Ideale: Reichtum, Ehre, langes Leben, Kindersegens und ein ruhiges Ende. „Mögen die fünf Glückseligkeiten bei mir einziehen“, ist ein Spruch, den man über der Thüre mancher chinesischen Wohnung liest. Unter einem ruhigen Ende versteht der Chineser, daß er keinem Tiger oder, was gleichbedeutend ist, keinem Mandarinen in die Hände falle.

Und bei dieser Volke konnte dennoch, im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, der Buddhismus Eingang finden, der dem Reichtum und der Ehre Weltentsagung, der Ehe, die nach Konfuzius eine Pflicht des Staatsbürgers ist, die Ehelosigkeit, und der Anschauung, daß es den abgeschiedenen Seelen gut gehe, wenn nur die Hinterbliebenen die schuldige Pflicht thun, die Lehre vom Fegfeuer und der Seelenwanderung entgegenstellt! Die Thüre zur Einführung des Buddhismus, sagt ein Kenner Chinas, hat Konfuzius selber offen gelassen; denn er hat für keinen Trost des Gewissens gesorgt, wenn dasselbe erwachen sollte, und am schlimmsten läßt er seine Anhänger im Stich, wenn der Tod herannaht. So sind denn die Chinesen Konfuzianer im Leben und Buddhisten im Tod, und wissen das in ihrer religiösen Oberflächlichkeit gar wohl zu vereinigen; sie finden es ganz vorteilhaft, sich für alle Fälle zu sichern.

Die Oberflächlichkeit und Haltlosigkeit des religiösen Glaubens tritt in mancherlei Gestalt sehr auffällig zu Tage. Der Respekt vor ihren Göttern, seien es nun die importierten Gottheiten des Buddhismus oder die einheimischen berühmten Helden der Vorzeit, die man zu Göttern erhoben hat, ist gar gering. Ein Begebnis, das nicht vereinzelt dasteht, zeigt das deutlich: Zur Zeit einer großen Dürre, als trotz alles Opfern und Räuchern kein Regen eintrat, entschloß man sich schließlich, die Götter aus den kühlen Tempelhallen in die sengende Sonnenhitze zu stellen. Sie sollten selber erfahren, wie die Hitze thue. Und richtig, das Mittel half, der Regen kam. So meistert das Volk gelegentlich seine Götzen und dient ihnen doch. Es stimmt dazu vollkommen, daß die Wahrsager im Volk allgemein als Beutelschneider bekannt sind und daß doch kaum je ein Chinese einen wichtigen Schritt im Leben wagt, ehe er zum Wahrsager gegangen ist. Und hat er zum 99stenmal sich betrogen lassen, so geht er doch zum 100stenmale wieder hin.

So recht den Tummelplatz alles Aberglaubens und Betrugs bildet aber ein spezifisch chinesischer Wahn, die Lehre von den Glück bringenden und von den Unheil bringenden Luftströmungen, von denen das Wohl der Lebenden und der

Toten in ihren Gräbern abhängt: die sogenannte Geomantie. Reich und arm, Gebildete und Ungebildete stehen unter ihrem Bann. Von der Wiege bis zum Grab folgt der Chineser den Tausendkünstlern von Geomanten, deren jeder wieder etwas anders herauszirkelt. Wer ein Feld anlegen oder ein Haus bauen will, fragt, ob diesem Vorhaben nicht Unheil bringende Einflüsse entgegenstehen. Als seiner Zeit die englische Regierung in Hongkong neue Straßen anlegte und dabei ein Hügel durchschnitten wurde, gerieten alle Chinesen in Aufregung: „Was wagt ihr Fremdlinge zu thun? So wird ja dem Hauptbergdrachen Hongkongs eines seiner Glieder durchschnitten; das wird Unglück über die Stadt bringen.“ Wohl nichts bezeichnet die Fähigkeit, mit der dieser Aberglaube festsetzt, so sehr, als das, daß trotz dem ausgesprochenen Erwerbszinn der Chinesen, trotz dem Rennen und Jagen nach Reichtum und Gewinn, das wie kaum in einem andern Land der Welt das Alltagsleben beherrscht, doch so viele Erz- und Silber- und Kohlenminen unerschlossen daliegen, weil die ganze Bevölkerung aufstehen würde gegen jeden, der es wagen wollte, in die Tiefe zu graben und damit gewissermaßen dem Bergdrachen zur Ader zu lassen. Es darf uns nicht wundern, wenn die Missionare, die im Innern Chinas täglich gegen diesen Aberglauben anzukämpfen haben und die hundert Schwierigkeiten durchmachen müssen, bis nur ein einfaches Schul- oder Wohnhaus gebaut und in vielen Fällen auch nicht gebaut ist, in Bezug auf den Bau von Eisenbahnen nicht so zuversichtlich und hoffnungsfreudig denken, wie die Vertreter der verschiedenen ausländischen Gesellschaften, die sich, bis jetzt freilich immer wieder fruchtlos, um Eisenbahnkonzessionen in Peking bemühen.

Wohl sind die Chinesen ein „Kulturvolk“ im vollsten Sinne des Wortes; aber diesem Aberglauben zu steuern, dazu fehlt es der chinesischen Bildung an Wahrheitserkenntnis. Denn nicht daran liegt es, daß diese Bildung zu wenig verbreitet wäre, nein, Bildung ist in China nicht das Vorrecht bestimmter Klassen, sondern es geht nach dem Grundsatz: „Durch Gelehrsamkeit werden die Söhne des gemeinen Volkes groß, ohne Gelehrsamkeit vermischen sich die Söhne der Großen mit der Masse des gemeinen Volks.“

In keinem Land der Welt wird die Gelehrsamkeit so hoch und so allgemein geschätzt, wie in China. Sie gilt dem Armen und Geringen als das erstrebenswerteste Ideal so gut wie dem Reichen und Hohen. Es verlohnt sich wohl, in Kürze einen Blick auf den Weg zu dieser Bildung, auf die Zeichenschrift, zu werfen. Die Chinesen haben keine Buchstaben oder Lautzeichen; ihre Schrift malt den Gedanken, den Begriff, ähnlich wie die Hieroglyphen der Ägypter. Die heutigen Zeichen sind aus solchen Bildern abgeschliffene Bezeichnungen für die Gegenstände, z. B. schreibt man für Sonne, Mond, Berg, Baum, Mensch, Hund u. s. w. je ein entsprechendes Zeichen. Andere Begriffe werden durch Zusammenstellung von Zeichen gebildet; z. B. zweimal das Zeichen „Baum“ bedeutet „Wald“. Auch was sich der Anschauung entzieht, wird doch irgendwie versinnbildlicht. So bedeutet das Zeichen „Dach“ und darunter das Zeichen „Frau“: Friede, Ruhe; sind aber zwei Frauen unter einem Dach, so bedeutet es: Unfriede, Zank. Die Zahl der Zeichen beträgt über 43,000; bei den wenigsten läßt sich verstandesmäßig eine Ableitung erkennen. Der Chineser giebt sich hierüber auch keine Rechenschaft, er prägt sich einfach auf dem rein mechanischen Weg des Auswendiglernens die Zeichen ein. Um das Neue Testament lesen zu können, muß man mindestens 3000 bis 4000 solcher Zeichen inne haben.

Die große Bedeutung dieser Schrift liegt nun aber darin, daß sie durch ganz China dieselbe ist, während in jeder der 18 Provinzen des Reichs wieder verschiedene Mundarten und Sprachen gesprochen werden. So kann also ein Chineser mit einem gewissen Gedächtnisvorrat an Zeichen sich überall unter seinen Landsleuten verständlich machen, auch wenn sein Mund deren Sprache nicht sprechen und sein Ohr sie nicht verstehen kann: er schreibt seine Zeichen aufs Papier oder in die flache Hand und findet dann immer solche, die die Bedeutung des Niedergeschriebenen verstehen. Aber freilich, an dieser Zeichenschrift muß einer sein Leben lang lernen und hat doch nie ausgelernt. Es gehört schon ein Bedeutendes dazu, auch nur einen einfachen Brief der Freude oder Teilnahme an Verwandte schreiben oder gar eine Eingabe an Höhergestellte

machen zu können; denn nicht nur die Einleitung und der Schluß, auch der ganze Stil ist streng vorgegeschrieben in den klassischen Schriften der Alten und hängt ab vom Wetter und der Jahreszeit und noch vielen andern Dingen.

Kann nun aber ein Chinese aus diesen alten Klassikern so viel wie möglich, jedenfalls dicke Bände, am Schnürlein aussagen, dann hat er das große Ziel errungen: er ist ein Gelehrter und nicht nur der Gelehrtenruhm belohnt ihn, nein, was dem praktischen Chinesen doch noch wichtiger ist, Einfluß und Geltung im Volk und eine Beamtenstelle im Staat winkt ihm.

Die öffentlichen Staatsexamina bestehen in China schon seit 1200 Jahren. Das erste Examen wird in der Amtsstadt, das zweite in der Präfekturstadt, das dritte in der Provinzhauptstadt und das letzte endlich in Peking gemacht. — Die Examenshalle in Kanton ist ein gewaltiger Gebäudekomplex; hier strömen alle drei Jahre aus der ganzen Provinz 10,000 bis 12,000 sogenannte „blühende Talente“, welche durch Erstellen der Vorprüfungen diesen Ehrentitel erlangt haben, zusammen, um noch höher emporzusteigen. 12,000 Einzelzellen zählt dieses Gebäude und in diese werden die Examinanten drei Tage und zwei Nächte eingeschlossen. Die Aufgaben sind aus dem Gebiet der chinesischen Geschichte und Litteratur entnommen, doch kam es 1888 in Kanton vor, daß ein Examinator auch über europäische Wasser- und Dammbauten eine Arbeit forderte, zum größten Schrecken der meisten. Die ganze Bevölkerung der Stadt ist in die Examensaufregung mit hineingezogen, und wenn dann die Namen der Glücklichen, die bestanden haben — es sind unter den 12,000 nur etwa 120 — bekannt werden, dann erscheinen Extrablätter und jeder rechnet es sich zur Ehre, wenn er darunter einen entdeckt, der mit ihm denselben Geschlechtsnamen trägt.

Der Weg zu Amt und Ehre führt in China notwendig durch die Examenshalle. Unter den Gelehrten aber geht es bei der Besetzung der Beamtenstellen nicht nach Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit, vielmehr erhält in Wirklichkeit der Meistbietende die Stelle. Der Bizekönig einer Pro-

vinz vergiebt eine Anzahl höherer Stellen an die, die ihm am meisten dafür zahlen, und diese stellen dann nach demselben Grundsatz das Heer der Unterbeamten an. Damit ist natürlich der Korruption Thür und Thor geöffnet, und sie wird dadurch noch schlimmer, daß die Anstellung nur auf drei Jahre gilt. Man hat berechnet, daß ein solcher Beamter, wenn er es klug anstelle, in den zwei ersten Jahren höchstens auf seine Kosten komme, das dritte Jahr aber schließe er mit einem erklecklichen Reingewinn ab. Das Beamtentum ist jedenfalls der wundeste Fleck im chinesischen Staatsleben.

5. Chinesisches Volks- und Familienleben.

Als schützender Damm stellt sich aber der Willkür der Beamten das ausgeprägte Familien- und Stammesbewußtsein der Chinesen entgegen. Hier findet der einzelne seinen Halt und umgekehrt wächst die Bedeutung eines Stamms mit der Zahl der Zugehörigen.

Auf dem Land bilden gewöhnlich die Häupter der angesehensten Familien oder andere einflußreiche Leute den „Rat der Dorfsältesten“. Derselbe ist von der Regierung anerkannt, ja es hat schon Fälle gegeben, wo ihm das Recht über Leben und Tod zugesprochen worden ist. Vor diesem Rat schlichten streitende Parteien ihre Händel lieber, als daß sie zum Mandarinen gehen, zu dem der Weg nach dem Sprichwort „mit Silber gepflastert werden muß.“

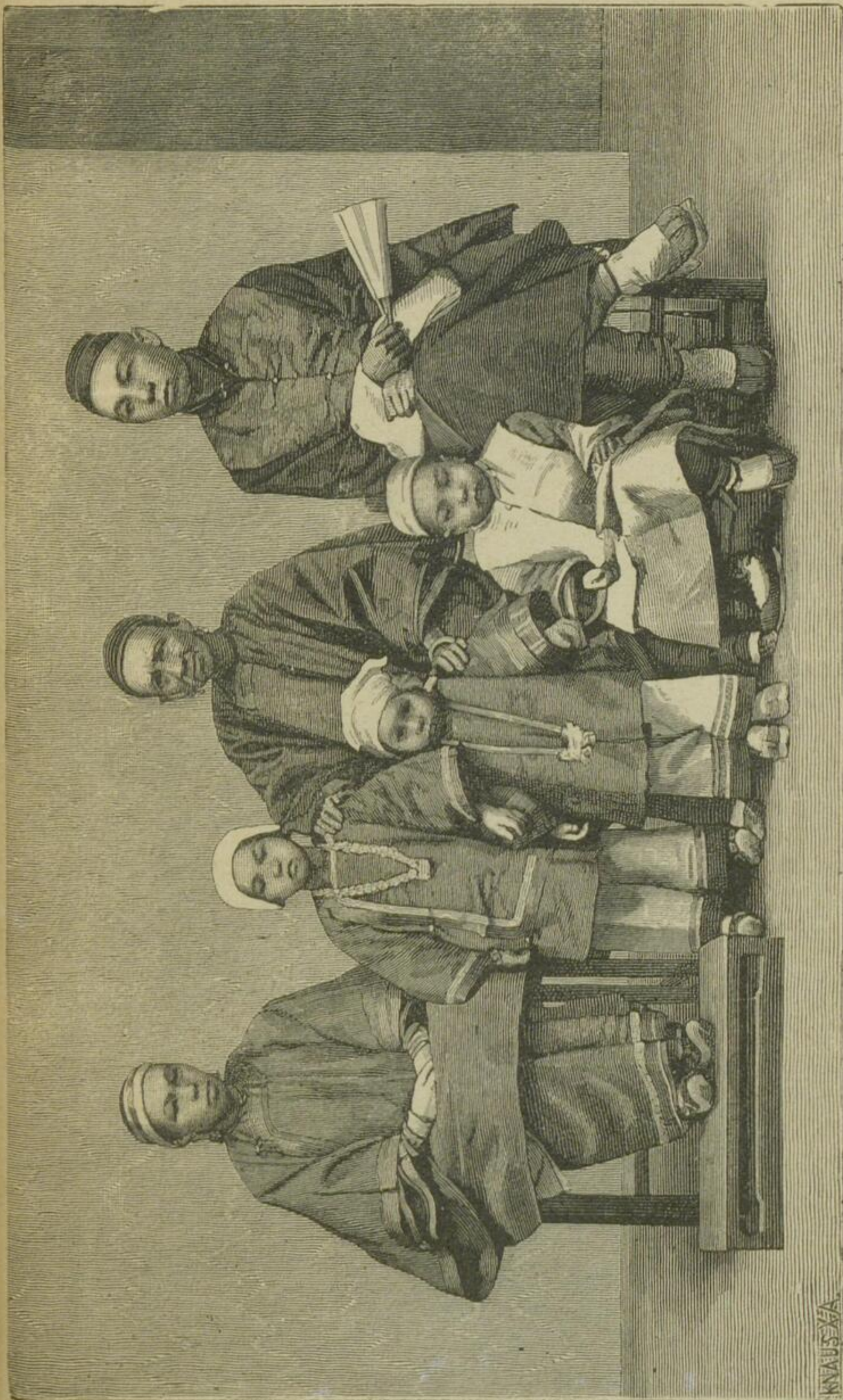
Die Autorität der Dorfsältesten wurzelt zulezt in der Autorität, welche der Vater über seine Kinder hat, und so sehen wir uns wieder auf der entscheidenden Bedeutung des Lebens der Familie fürs chinesische Volksleben hingeführt. Die Schattenseiten des heidnischen Familienlebens treten aber leider auch beim chinesischen Volke sehr grell hervor. Bezeichnend ist es schon für die Stellung der Frau, daß sie nie neben ihrem Mann zu sehen ist; man könnte wahrhaft meinen, so ein chinesisches Ehepaar lebe geschieden; sie gehen nicht miteinander; der Chineser fände das entsetzlich unschicklich. Eigentlich gilt es nicht für recht, mehrere Frauen zu haben, außer wo die erste Ehe kinderlos ist; in diesem Fall ist es





Empfang beim Mandarinen.

selbstverständlich, daß man eine zweite Frau dazunimmt; bei den Vermöglichen geht aber überhaupt die Vielweiberei im Schwange. Der schrecklichste Fluch, der auf der chinesischen Familie liegt, ist der Mädchenmord. Diese Unsitte ist nicht überall gleichmäßig, aber in vielen Gegenden, z. B. in der Provinz Kanton, sehr stark verbreitet. Der eine Grund, der die Eltern treibt, ihre neugeborenen Mädchen aus dem Wege zu räumen, ist der Aberglauben; man hofft, wenn man ein Mädchen getötet habe, so werde das nächstemal nicht wieder ein weibliches Wesen sich ins Dasein wagen, sondern ein Sohn erscheinen, und die Zahl der Söhne macht das Glück der Eltern aus schon im Diesseits und einst, wenn sie als abgechiedene Geister auf die Opfer der Söhne und Enkel warten. Ein anderer Grund aber ist der graße Eigennuß; wozu ein Mädchen aufziehen, das doch später durch Verheiratung von der Familie losgelöst wird? Mit dem Mädchenmord hängt es zusammen, daß die Erwerbung einer Frau ziemlich kostspielig ist und dadurch wird wiederum die Sitte oder Unsitte der Kinderverlobung befördert. Weil ein erwachsenes Mädchen ein teurer Artikel ist, so nehmen die Eltern für ihre kleinen Söhnlein kleine Schwiegertöchter schon im Säuglingsalter auf, und wir haben die widernatürlichen Zustände vor uns, daß Eltern ihr eigenes Töchterchen, das ihnen im Weg ist, töten oder in eine andere Familie verhandeln, und daß vielleicht dieselben Eltern, um die Zukunft ihres Knäbleins zu sichern, aus einer fremden Familie ein Schwiegertöchterchen erhandeln. Und um die Unnatürlichkeit der so geschaffenen Lage zu vollenden, ist in China eine solche Verlobung unauflöslich, wosern nicht beide Familien freiwillig sich einigen. Schon manches chinesische Mädchen ist an einen verkommenen oder blödsinnigen Jungen gekettet geblieben, wenn sie nicht, was leider sehr häufig bei den Frauen vorkommt, vorzog, Gift zu nehmen. — Noch ein anderes, und im Vergleich zum Kindermord noch viel allgemeineres und tiefer greifendes Vaster, das zahllose Familien ruiniert und am Mark des Volkes zehrt, können wir nicht ungenannt lassen: das Opiumrauchen. Wir müssen trotz der Mitschuld der Engländer doch in allererster Linie die



Eine christliche Chinesenfamilie.

(Die zwei Mädchen stehen bei Mutter und Großmutter, der Knabe sitzt beim Vater.)

Chinesen selbst dafür verantwortlich machen. Heutzutage produziert China viermal so viel eigenes Opium als es fremdes importiert, und das angesichts aller Gesetze, welche den Opiumbau in China verbieten und die Mandarinen beauftragen, die Mohnpflanzungen in ihren Distrikten zu vernichten. Man kann es mit Augen sehen, wie das Opium die Volkskraft in China aufzehrt, und von diesem Gesichtspunkt aus mag man mit ernstest Befürchtungen in die Zukunft des Volkes blicken.

Es bleibt aber dabei: es ist etwas Großartiges um dieses gewaltige Volk, das nahezu ein Drittel der Menschheit ausmacht, um dieses mächtige Reich mit seinem vieltausendjährigen Bestande. Wir können uns seine Größe und seine Widerstandskraft nicht einfach erklären durch Hinweis auf seine isolierte Lage oder auf das Bindemittel seiner Zeichenschrift. Das wirkt gewiß mit, und mehr noch die Arbeitsamkeit und Mäßigkeit des Volks; aber der tiefste Grund liegt doch wohl darin, daß das chinesische Volk sich noch einen Grad von Sittlichkeit bewahrt hat, wie ihn das Heidentum anderswo nicht kennt. Die chinesischen Klassiker sind höchstens stellenweise recht öde und leer, aber nie unfittlich, und nie ist, wie in Indien, die Sinnenlust zu einem Teil des vermeintlichen Gottesdienstes ausgeartet. Was aber, auch wenn wir nur das am meisten ins Auge Springende herausheben, dennoch verhängnisvoll für China werden muß, das ist der Aberglaube, der unter den Negern Afrikas nicht üppiger wuchert, die ansteckend wirkende Verderbtheit und grenzenlose Bestechlichkeit der in China so massenhaft vertretenen Beamtenwelt und, wir wiederholen es, das Laster des Opiumrauchens, dem haltlos und wehrlos immer weitere Kreise des Volkes anheimfallen. „China schlief, aber es starb nicht“, soll der fortschrittlich gesinnte Marquis Tjeng gesagt haben im Blick auf die Europäer, durch die es seither mit Kanonendonner geweckt worden sei. Wir können wohl besser sagen: China schläft und wird nicht zum Leben erwachen, wenn es nicht erkennt, daß gegen den offenen Zerfall nicht in der vergangenen goldenen Zeit, nicht bei Konfuzius das Heilmittel gegeben ist, sondern bei dem, der gesprochen hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel sind ferner erschienen:

à 30 Cts. = 25 Pf.

Altes u. Neues aus Indien. — Das Evangelium in Santalistan. — William Chalmers Burns, ein Wanderleben in China. — Missionsreiseleben in Westafrika. — Bischof Auer's Leben. — Die Heidenpredigt in Indien. — Jamunabai's Wanderungen ober Vlicke in indisches Witwenleben. — F. Zarembo, ein russ. Edelmann als Missionar. — Frauenelend und Frauenmission in Indien.

a 35 Cts. = 30 Pf.

Die Basler Mission in China, mit Karte. — Der Herr siehet. Aus Pfr. Ludwig's Leben. — Von Kjebi nach Kumase. Mit 17 Bildern. — Die Hauptaufgaben einer westafrikanischen Kolonialregierung. — Vier Jahre gefangen in Asante. Mit 11 Bildern.

Aus den Briefen eines Missionskaufmanns in Afrika. (à 40 Pf.)

Die Basler Mission in Indien. Mit Karte. (à 50 Pf.)

Größere Schriften.

Alltagsleben in China. Bilder aus dem chinesischen Volksleben mit 56 Austr. 230 S. broch. Fr. 3 = Mk. 2.40. eleg. geb. Fr. 4 = Mk. 3.20.

Bohner. Im Lande des Fetischs. Ein Lebensbild als Spiegel afrik. Volkslebens. Mit 24 Bildern. (288 S.) broch. Fr. 2.50 = Mk. 2. | geb. Fr. 3.75 = Mk. 3.

Eppler, Pfr. Ein Lebensbild aus d. armen. Kirche u. Basler Mission. (176 S.) 50 Cts. = 40 Pf.

— D. K. S. Pfander. Ein Zeuge der Wahrheit. Mit Bild. (192 S.) Fr. 1.75. | geb. Fr. 2.50.

Fisch, Dr. Tropische Krankheiten. Anleitung zur Verhütung u. Behandlung. Fr. 5. | geb. Fr. 3.

Geschichte der Mission auf den Sandwich-Inseln. (207 S.) 50 Cts. = 40 Pf.

Haslam, W., Aehren aus Gottes Erntefeld. Geschichten zum Ev. Johs. (168 S.) Mit Titelbild. | broch. Fr. 1.25 = Mk. 1. | eleg. geb. Fr. 2 = Mk. 1.60.

Hauschild, Dr. Männerchöre. 259 Ver. (329 S.) 4. Aufl. broch. Fr. 4.50 | geb. Fr. 5.50.

Hebich's Leben. Zur Geschichte d. ind. Mission. (320 S.) br. Fr. 1.25 | eleg. i. Lwb. Fr. 2.50.

Joseph Josenhans. Ein Lebensbild v. J. Hesse. (325 S.) Mit Bildnis. geb. Mk. 2.

Josenhans, Missionsinsp., Ausgewählte Reden. (242 S.) broch. Fr. 2. | geb. Fr. 2.50.

Jrion, Malabar und die Missionsstation Talatscheri. (159 S.) 60 Cts. = 50 Pf.

Kinzler, A. Das Schriftzeugnis von Jesus dem Sohne Gottes. 50 Cts. = 40 Pf.

Lang, J. J., weil. Missionar am Kaukasus u. Pfarrer, Pilgerleben. (164 S.) Fr. 1.25 = Mk. 1.

Layer, Pfarrer, Lebensbild und Zeugnisse der Wahrheit. Mit Photogr. kart. Fr. 1. Lwb. Fr. 1.25.

Löw, R., 36 Festchoräle für vierstimmigen Männerchor. Fr. 1 = 80 Pf.

Ludwig, Pfarrer J. W., Lebensgeschichte. Mit Photogr. (221 S.) Fr. 1.50. | eleg. geb. Fr. 2.25.

Miescher, Pfr. Göttliches und Menschliches im Spiegel der Geschichte Josephs.

20 vollstüml. Betracht 164 S. 2. Aufl. broch. 75 Cts. = 60 Pf. | geb. Fr. 1.50 = Mk. 1.20.

Missionsbilderbuch, Neues, koloriert. Hest I—IV. à 75 Pf. | geb. in 1 Bb. Mk. 3.50.

Missionsharfe. 60 Missions-, Fest- und Gemeinschaftslieder. 4stimmig. Lwdbb. 50 Cts.

Missionsliederbuch. 470 Ver. (364 S.) 2. Aufl. Fr. 1.50. | Lwb. Fr. 2.50. | m. Goldschn. Fr. 3.

Mögling, Dr. Das Kurgland und die Mission in Kurg. Mit Karte. (334 S.) 60 Cts. = 50 Pf.

Ostertag, Dr. Entstehungsgeschichte der evangel. Missionsgesellschaft in Basel. (359 S.)

broch. Fr. 1.25 = Mk. 1. | eleg. in Lwb. Fr. 2.50 = Mk. 2.

Rohr, Pfr., Echo vom Sinai. Betrachtungen über die 10 Gebote. | Fr. 1. | geb. Fr. 2.

Riggenbach, Prof. Sechs Predigten über Matthäi 11. 50 Cts. = 40 Pf.

Schreul, E. Das Jungfrauenleben im Lichte d. Evangeliums. eleg. geb. 75 Cts. = 60 Pf.

Wagner, Jakobs Pilgerleben ober Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen. 6. Aufl.

broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

— Die Macht des Gebets. Zum Verständnis von Jesu Gebets-Verheißungen. 5. Aufl.

broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

— Vom Tabor bis Golgatha. Zum Verständnis der Leidensgeschichte. 6. Aufl.

broch. Fr. 4 = Mk. 3.20. | eleg. geb. Fr. 5.25 = Mk. 4.20. | m. Goldschn. Fr. 5.60 = Mk. 4.50.

— Himmlisches Licht ins irdische Dunkel. Zeugnisse von Gottes Gnadenführungen mit seinen Kindern. 3. Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3. | m. Goldschn. Fr. 3.25.

— Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums. 5. Aufl. Mit Lebensabriß geb. 60 Pf.

— Sein Leben und Wirken. Von Pfr. Hahnemann. Mit Photogr. broch. Fr. 2. | geb. Fr. 3.

Gedenkblatt der Basler Mission. Die Missionshäuser, mehrere Persönlichkeiten u. 25 Szenen

aus den vier Missionsgebieten darstellend. In Farbendruck. 60 Cts. = 50 Pf.

Karte des ostind. Missionsgebiets à 10 Pf. — des chines. Missionsgebiets à 20 Pf.

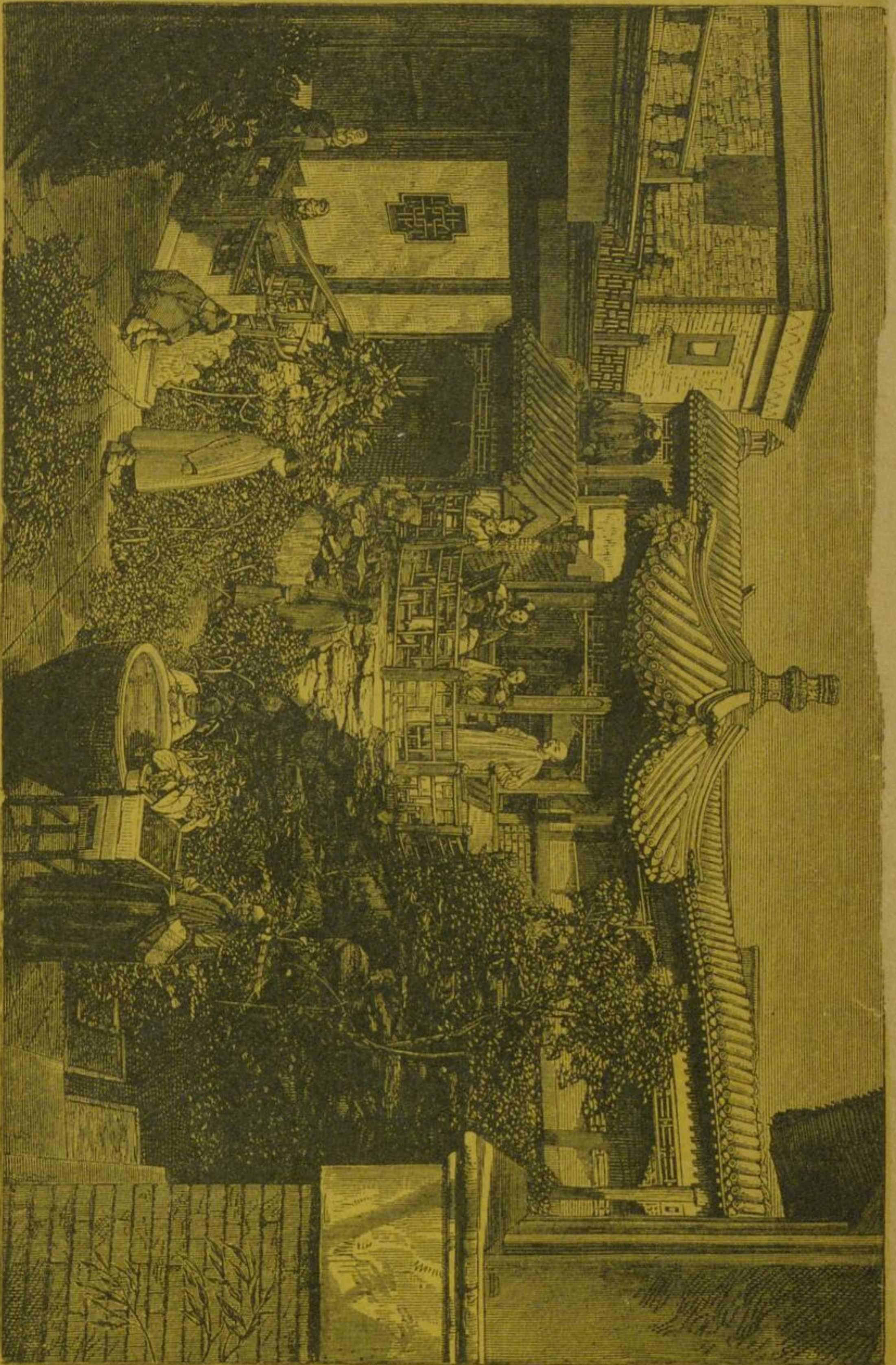
— der Goldküste-Mission — des Kamerungebiets je 10 Cts. = 10 Pf.

Missionsbüchse mit nickendem Regent. Fr. 4.25. Kleine, nicht nickend, Fr. 1.50.

Zeitschriften.

Evangelisches Missionsmagazin. Mit Austr. 12 Hefte. Preis in Basel Fr. 5.

Evang. Heidenbote. Mit Austr. 12 Nummern. Preis in Basel Fr. 1.20 = Mk. 1.



Vornehme chinesische Wohnung.